



Fotos: Ludwig Thalheimer

„Das bringt viele ins Zweifeln“

Der Moraltheologe Martin M. Lintner darf nicht Dekan seiner Hochschule in Brixen werden. Was der derzeitige Chef der Hochschule, Alexander Notdurfter dazu sagt.

Alexander Notdurfter, Jahrgang 1964, ist seit knapp vier Jahren Dekan der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen. Er ist der erste Nicht-Geweihte in diesem Amt. So etwas wie frischer Wind blies damals durch das alte Kirchengemäuer. Jetzt hätte der befreiende Wind weiter wehen können – mit Martin M. Lintner als nächstem Dekan. Der Moraltheologe ist international anerkannt, jemand, der sich nicht scheut, das Unerwünschte öffentlich zu machen. Jedoch die vatikanischen Behörden haben Nein gesagt – angeblich wegen Lintners Veröffentlichungen über Sexualmoral. Und jetzt? Alexander Notdurfter empfängt in einem Seminarraum der Hochschule und schenkt Kaffee ein. Er spricht langsam, mit großer Konzentration, aber auch mit großer Vitalität.

ff: Herr Dekan, sind Sie wütend auf den Vatikan?

Alexander Notdurfter: Nein. Wut ist nie ein guter Ratgeber. Überrascht trifft es eher.

Das Hochschulkollegium hat in einer demokratischen Wahl Martin M. Lintner zu Ihrem Nachfolger gewählt. Aber die zuständige vatikanische Behörde hat Nein gesagt. Der Vatikan hält nicht viel von demokratischen Prozessen, oder?

Ich stelle jetzt mal die Gegenfrage: Was genau versteht man unter Demokratie? Wenn man darunter versteht, dass Entscheidungen über Mehrheitskonstellationen herbeigeführt werden, haben Sie recht, das ist im Vatikan nicht so. Bemüht man aber den Begriff der Synodalität, ist das dort ein Thema. Da geht es um das gemeinsame Suchen nach Lösungen. Um das Bestreben, mehr Mitbestimmung zu ermöglichen.

Trotzdem wirkt der Vatikan wie eine Art spätmittelalterliches Königtum.

Papst Franziskus setzt auf das Instrument der Synodalität, heißt: Er will die Kirche für mehr Mitsprache auf möglichst breiter Basis öffnen, auch unter Einbeziehung von Laien, um über die Zukunft der Kirche zu beraten. Auch

betont er stets die Dezentralisierung: Es muss nicht so viel zentralistisch in Rom, vom Vatikan aus, entschieden werden.

Wie etwa die Frage, wer Dekan einer Theologischen Hochschule wird.

Zum Beispiel, ja. Es wäre durchaus denkbar, dass solche und ähnliche Prozesse auf Ebene der Bischofskonferenzen laufen. Es gibt etwa liturgische Regeln, so manche Entscheidung darüber könnte man den einzelnen Bischofskonferenzen überlassen, national oder zumindest kontinental. Hier wäre sehr viel möglich. Da wird sich sicher einiges entwickeln. Im Übrigen zeigt die Kirchengeschichte, dass es diesen Zentralismus nicht immer gegeben hat. Er ist in seiner heutigen Form ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Vorher war es ja rein technisch gar nicht möglich, dass der Papst mitbekommt, was etwa in der nördlichsten Diözese in Norwegen passiert.

Papst Franziskus hat viele Ankündigungen gemacht, aber passiert ist wenig.



Da sprechen Sie einen wunden Punkt an. Es gibt tatsächlich Entscheidungen, bei denen man den Eindruck hat, dass sie nicht konsequent durchgezogen werden. Oder dass sie nicht wirklich zum insgesamt eingeschlagenen Weg passen.

Im Grunde ist die von Ihnen angesprochene Synodalität doch eine Farce. Es ist doch ausgeschlossen, dass man sich mit bestimmten Beschlüssen in der Weltkirche durchsetzen könnte, oder?

Wenn man sich die Synoden der Vergangenheit anschaut, wurden sehr wohl immer wieder bestimmte Anregungen aufgenommen. Das Ganze ist also nicht wirkungslos. Aber klar, nicht alles, was von der Basis kommt, setzt sich auch durch. Ich sehe aber schon, dass es Veränderung gibt. Bei der Familiensynode stand am Ende das Schreiben des Papstes „Amoris laetitia“, das neue Akzente gesetzt und Möglichkeiten eröffnet hat.

Zum Beispiel?

Die grundlegende Orientierung an den

konkreten Lebenssituationen der Menschen. Zu schauen, was braucht dieser Mensch, wie kann ihm die christliche Botschaft in seiner Situation eine Hilfe sein? Es geht nicht darum zu sagen: Hier ist die Botschaft und die implementieren wir jetzt quasi ohne Rücksicht auf Verluste in die jeweilige Situation. Das ist ein wichtiges Ergebnis.

Gleichzeitig scheint die Transparenz noch immer kein besonders hoher Wert im Vatikan zu sein: Die Gründe für Lintners Ablehnung wurden nicht transparent kommuniziert. Warum?

Es ist ein großes Problem, wenn bei solchen Entscheidungen die Gründe nicht offen benannt werden. Es geht ja auch darum, wie man sich in der Folge dazu verhält. Ohne Kenntnis der Gründe und Hintergründe ist das schwierig. Bischof Ivo Muser ist mit den betreffenden Stellen in Rom im Gespräch, um zu verstehen, wo genau die Probleme in der Wahrnehmung der Personen liegen, die diese Entscheidung getroffen haben.

Das letzte Wort ist nicht gesprochen?

Ich würde mich in diesem Moment jedenfalls nicht getrauen zu sagen, dass alles schon gesagt ist.

Wie bewerten Sie die enorme Solidaritätswelle für Martin M. Lintner?

Auch davon war ich sehr überrascht. Dass es innerhalb der theologischen Fachgesellschaften Kritik geben würde, das war vorherzusehen. Pater Martin ist bekannt und wird von vielen sehr geschätzt. Aber dass es dann doch solche Wellen geschlagen hat, damit hatte ich nicht gerechnet.

Lässt sich Rom davon beeindruckt?

Hier muss man differenzieren – es sind ja sehr unterschiedliche Stellungnahmen. Mit manchen von diesen tu ich mich schwer, weil ich sie so nicht teile. Bei einigen wäre es schön gewesen, wenn man mit uns als Hochschule vorher gesprochen hätte. So wurde teils ein Problem reproduziert, das man kritisiert: dass man nämlich mit den jeweils

Betroffenen nicht redet. Man wirft dem Vatikan vor, nicht transparent zu kommunizieren, was ja stimmt, aber dann kommuniziert man über uns, ohne mit uns zu reden. Das finde ich schwierig.

Aber noch einmal: Ist diese Solidaritätswelle hilfreich oder kontraproduktiv?

Ob sie der Sache dienlich ist – das ist im Moment schwer einzuschätzen. Ich weiß, dass sie in Rom sehr wohl wahrgenommen wird. Und dass darüber nachgedacht wird, ob alles rechtens war. Ob am Ende eine entsprechende Wirkung erzielt wird, kann ich nicht einschätzen.

Welche Auswirkungen hat so eine vatikanische Machtdemonstration?

Sie löst bei Gläubigen und bei Menschen, die sich in der Kirche engagieren, Irritationen aus – und sie führt auch zu Distanzierungen. Ich will hier nicht nur von Gläubigen sprechen, sondern von Menschen, die eine gewisse Sympathie für die Kirche haben. Durch solche Vorfälle riskieren die Stellen im Vatikan, diese Sympathien aufs Spiel zu setzen. Die Menschen, denen die Kirche ein Anliegen ist, die werden sich einmal mehr um die Kirche sorgen.

Und in der theologischen Fachwelt?

Hier ist deutlich geworden, dass man das Zusammenspiel zwischen der Theologie und dem Lehramt viel differenzierter betrachten muss. Hier braucht es eine Weiterentwicklung. Die Grundidee ist ja, dass die Theologie vorausdenkt in der Auseinandersetzung mit den säkularen Wissenschaften, dass sie das Verständnis des Glaubens vertieft. Wichtige Erkenntnisse sollten dann in der offiziellen Lehre der Kirche rezipiert werden. Aber genau da hakt es manchmal. Die Theologie ist in vielen Dingen weiter.

Warum hakt es? Warum fällt der Kirche Veränderung so schwer?

Es ist eine Mischung aus Angst und, wenn man es positiv formuliert, kommt auch das Gefühl dazu, eine hohe Verantwortung für das Gesamtsystem Kirche zu haben. Ein Thema ist sicher auch die Ungleichzeitigkeit in der Kirche. Eine Frage, die sich bei uns stellt, stellt sich in Afrika oft gar nicht und umgekehrt.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Wir haben eine Lehrveranstaltung, die sich interdisziplinäres Modul nennt und wo verschiedene theologische Fächer gemeinsam ein Thema betrachten: etwa die Moraltheologie, das Kirchenrecht, die Pastoraltheologie. Jüngst haben wir uns mit dem Thema Familie auseinandergesetzt. Die Seminaristen aus Afrika beschäftigte die Frage, wie umgehen mit Situationen, wo ein Mann mehrere Frauen hat, er oder eine der Frauen Christ, Christin werden will, auch Kinder da sind. Das sind für uns neue Fragen. Was ich sagen will: Kirche lebt und wirkt in sehr unterschiedlichen Kontexten. Trotzdem muss man diese weltweite Kirche irgendwie zusammenhalten.

Sexualität war für ihn etwas Sündhaftes...

Ja, das war im 4./5. Jahrhundert. Wie gesagt: Es ist eine lange Geschichte, das macht es bis heute mühsam, Veränderungen herbeizuführen. Bestimmte biblische Zugänge zu Sexualität und Erotik sind im Laufe der Geschichte verschüttet worden. Diese jetzt wieder freizuschäufeln, ist eine mühsame Arbeit.

Sie sagen, das Thema sei oft zu sehr im Zentrum. Solche Entscheidungen wie jene zu Martin M. Lintner rücken das Thema aber einmal mehr in den Mittelpunkt. Ein Schuss ins eigene Knie?

Das ist richtig. Wenn Sie mich fragen, warum neue Sichtweisen auf die vorher



Leere Kirchen: „Viele Menschen sind überzeugt, ohne Kirche Christ sein zu können.“

Foto: Alexander Albers

Gerade deshalb müsste die Kirche doch offener über all das reden können, worüber in der katholischen Kirche so lange schon gestritten wird: über den Zölibat, das Frauenpriestertum, die Bewertung von Homosexualität ...

Das Problem ist, dass diese Themen für Teile der Kirche sehr zentral sind. Es gibt aber wichtigere Fragen. Die Gründe, warum sich die Kirche so schwertut mit diesen Themen, hängen mit ihrer langen Geschichte zusammen. Stichwort Augustinus. Mit ihm ist der Themenbereich der Sexualität prominent in die Theologie eingewandert.

genannten Themen nicht durchkommen: Es gibt bestimmte theologische Argumente, die das verhindern. Es ist auch hier ein Mix an Motiven: Angst vor Veränderung, Angst vor diesen Themen. Theologisch ist es so, dass die Überlieferung, die Geschichte einen hohen Stellenwert hat. Man muss sich überlegen, wie man das, was sich in der Geschichte herausgebildet hat, gut weiterentwickeln kann. Manche sind da eben sehr zurückhaltend. Martin M. Lintner hat hier einen sehr differenzierten Zugang und ist zu neuen, weiterführenden Überlegungen gekommen.

Bangen Sie manchmal um die Kirche?

Die Zukunft der Kirche ist eine Herausforderung. Es ist noch nicht ganz klar, wie sie aussehen wird. Die Frage ist wirklich, wie kann Kirche zukunftsfähiger werden. Und dieser Frage muss man sich stellen. Allerdings muss man hier einen Unterschied machen zwischen Kirche und Christentum, Kirche und Religion, Kirche und Spiritualität. Das sind vier verschiedene Phänomene, die sich nicht alle gleich entwickeln.

Der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung kam zum Ergebnis: Fast 90 Prozent der Kirchenmitglieder stimmen der Aussage zu, man könne auch ohne Kirche Christ sein. Ich frage Sie: Kann man ohne Kirche Christ sein?

Ich gehe mal davon aus, dass hier mit Kirche die Institution Kirche gemeint ist. Es gibt durchaus Formen der Gemeinschaft, die christliche Werte leben, aber nicht institutionell als Kirche erscheinen. Viele Menschen sind überzeugt, ohne Kirche Christ sein zu können – stimmt. Die Frage ist, wie die Kirche selbst das interpretiert.

Nämlich wie?

Es hängt davon ab, ob man das Glas halb voll oder halb leer sehen will. Wenn man das halb leere Glas sieht, dann erkennt man es nur als Problem, dass die Menschen keinen Bezug zur Kirche haben. Beim halb vollen Glas kann man sagen, dies sei immerhin eine beginnende Möglichkeit, Christ zu sein. Zwar nicht in der Vollform, aber trotzdem in einer wichtigen, sehr wertvollen Form.

Was muss sich in der Kirche ändern, damit sie eine Zukunft hat?

Die Institution Kirche wird stark „umgebaut“ werden müssen. Hier erzähle ich nichts Neues: Die Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, werden tragender und das einfache Kirchenmitglied wird wichtiger. Hier findet eine Verschiebung statt. Gewisse Strukturen werden nicht mehr fortgeführt werden können. Es wird flächendeckend eine „Grundversorgung“ geben, wenn auch ausgedünnt. Entscheidend wird sein, ob die Kirche mit den Menschen nach Antworten auf die großen Fragen sucht, die

Sinnfragen: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Wer bin ich? Wer sind wir?

Es wird viel Motivation brauchen. Ereignisse wie der Fall Lintner sind da nicht gerade förderlich.

Stimmt. Das bringt Menschen einmal mehr ins Zweifeln.

Was sagen Sie denen, die den Glauben verloren haben?

Mir ist wichtig, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, zu verstehen, was sie beschäftigt. Zu schauen, ob ich ihnen einen Vorschlag aus christlicher Perspektive machen kann. Sie können dann selbst entscheiden, was sie damit machen. Ich finde es schwierig, wenn man in die Grundhaltung geht: Ich muss jemanden überzeugen oder dagegenhalten. Es gibt oft Unwissenheit. Dort nenne ich meine Argumente. Aber es muss ein Gespräch auf Augenhöhe sein.

„In Rom wird darüber nachgedacht, ob alles rechtens war.“

Seid ihr insgesamt ein zu harmoniesüchtiger Laden?

Das ist möglich. Es hat in der Kirche Zeiten gegeben, wo es mehr Auseinandersetzungen gab als heute. Und diese waren im Nachhinein betrachtet mitunter durchaus fruchtbar. Wo wir auf alle Fälle Entwicklung brauchen, ist beim Umgang mit Differenzen. Es wäre wichtig, eine gute Streitkultur zu finden, eine gute Kultur im Umgang mit Konflikten.

Bräuchte die Kirche so etwas wie „Klimakleber“?

Das hat sie. Es gibt auch innerhalb der Kirche in diesem Sinn engagierte Leute, auch das Extreme – ich denke da an gewisse Orden. Die Frage ist, ob man ein System wirklich über derartige Aktionen grundlegend und dauerhaft verändert. Ich bin mir da nicht sicher.

In der Kirche ist der Fortschritt eine Schnecke.

Und das ist gleichzeitig die Herausforderung. Die Welt ist wahnsinnig schnell geworden. Mit ihrer Langsamkeit kann die Kirche aber auch einen Beitrag leisten. Sie stellt Orte bereit für Menschen, wo es Stabilität gibt. Denken wir an den Benediktinerorden, entstanden zur Zeit der Völkerwanderung mit dem wichtigen Prinzip der stabilitas.

Die Frage ist, wie kann die Kirche Tempo und Langsamkeit gut miteinander in Einklang bringen?

Es gibt ein Buch des deutschen Pastoraltheologen Rainer Bucher über das Christentum im Spätkapitalismus. Das Thema der Liturgie wird dort interessant behandelt: Rein funktional betrachtet ist diese eine Stunde ja verlorene Zeit. Aber es ist für den Menschen wichtig, wenn er einmal in der Woche einen Moment hat, wo er völlig frei von Alltagszwängen ist. Und zu Ihrer Frage: Diese Dinge hängen davon ab, ob es auch künftig Menschen gibt, für die das ein Herzensanliegen ist. Hier kann jeder etwas tun.

Was wünschen Sie sich vom Papst?

Bei Wünschen an andere bin ich immer etwas zurückhaltend. Ich frage mich zuerst: Was ist mein nächster Schritt? Was ist mein Beitrag?

Was ist Ihr nächster Schritt?

Die Hochschule in dieser Zeit, die nicht gerade frei von Herausforderungen ist, gut zu leiten. Gut, das heißt für mich, mit der nötigen Sachlichkeit, mit einer gewissen Ruhe und mit Ausgewogenheit.

Sie werden noch etwas länger Dekan bleiben. Wie geht es Ihnen damit?

Ich gebe zu, dass ich mich auf einiges gefreut habe, ich wollte mich auf einige Fragestellungen in der Forschung konzentrieren. Da muss ich mich jetzt eben etwas umorientieren.

Kurz nach dem Treffen mit Alexander Notdurfter lässt Bischof Ivo Muser öffentlich wissen, dass in Absprache mit den vatikanischen Behörden die Amtszeit des Dekans bis zum 31. August 2024 verlängert wird. ■

Interview: Alexandra Aschbacher